

Buchholz, Michael B.

Seiffge-Krenke, I. (2004): Psychotherapie und Entwicklungspsychologie. Beziehungen: Herausforderung, Ressource, Risiko. Berlin: Springer (250 Seiten; € 39,95) [Rezension]

Praxis der Kinderpsychologie und Kinderpsychiatrie 54 (2005) 3, S. 228-231

urn:nbn:de:0111-opus-24129

Erstveröffentlichung bei:



<http://www.v-r.de>

Nutzungsbedingungen

pedocs gewährt ein nicht exklusives, nicht übertragbares, persönliches und beschränktes Recht auf Nutzung dieses Dokuments. Dieses Dokument ist ausschließlich für den persönlichen, nicht-kommerziellen Gebrauch bestimmt. Die Nutzung stellt keine Übertragung des Eigentumsrechts an diesem Dokument dar und gilt vorbehaltlich der folgenden Einschränkungen: Auf sämtlichen Kopien dieses Dokuments müssen alle Urheberrechtshinweise und sonstigen Hinweise auf gesetzlichen Schutz beibehalten werden. Sie dürfen dieses Dokument nicht in irgendeiner Weise abändern, noch dürfen Sie dieses Dokument für öffentliche oder kommerzielle Zwecke vervielfältigen, öffentlich ausstellen, aufführen, vertreiben oder anderweitig nutzen.

Mit dem Gebrauch von pedocs und der Verwendung dieses Dokuments erkennen Sie die Nutzungsbedingungen an.

Kontakt:

peDOCS

Deutsches Institut für Internationale Pädagogische Forschung (DIPF)

Informationszentrum (IZ) Bildung

Schloßstr. 29, D-60486 Frankfurt am Main

eMail: pedocs@dipf.de

Internet: www.pedocs.de

Praxis der Kinderpsychologie und Kinderpsychiatrie

Ergebnisse aus Psychoanalyse,
Psychologie und Familientherapie

54. Jahrgang 2005

Herausgeberinnen und Herausgeber

Manfred Cierpka, Heidelberg – Ulrike Lehmkuhl, Berlin –
Albert Lenz, Paderborn – Inge Seiffge-Krenke, Mainz –
Annette Streeck-Fischer, Göttingen

Verantwortliche Herausgeberinnen

Ulrike Lehmkuhl, Berlin
Annette Streeck-Fischer, Göttingen

Redakteur

Günter Presting, Göttingen

V&R Verlag Vandenhoeck & Ruprecht in Göttingen

BUCHBESPRECHUNGEN

Seiffge-Krenke, I. (2004): **Psychotherapie und Entwicklungspsychologie. Beziehungen: Herausforderung, Ressource, Risiko.** Berlin: Springer; 250 Seiten, € 39,95.

Entwicklungspsychologie – das schien lange Zeit über ein Begriff gleichbedeutend mit „früher“ (und immer früherer Entwicklung) zu sein. Das schien auszuschließen die Tatsache, dass Kinder nicht nur Mütter, sondern auch Väter, Geschwister, Großeltern und Tanten, Kindergärtnerinnen und Spielgefährten haben. Dass Kinder sich weit über Mutterwelten hinaus in ganz anders strukturierten Welten bewegen, schien in psychoanalytischen Texten kaum Thema werden zu können. Inge Seiffge-Krenke, Professorin für Pädagogische und Entwicklungspsychologie an der Universität Mainz und Psychoanalytikerin, hat es sich zur Aufgabe gemacht, diese unfreiwillige Begrenzung auf die „frühen“ Zeitzonen aufzuheben. In ihrem ansprechend gemachten und gut geschriebenen Buch bringt sie die klinische Perspektive mit der Entwicklungspsychologie zusammen. Sie belehrt uns einerseits über aufregende Befunde aus der akademischen Entwicklungspsychologie, sie belehrt andererseits die akademische Welt über die Relevanz der subjektiven Bedeutungsgebungen des unbewussten Erlebens und der Phantasie. Das Ergebnis ist ein Buch, das Entwicklungspsychologie nicht nur betreibt als Studium der Verkümmern von Intelligenzquotienten mit dem Alter, sondern der Entwicklung eine Entwicklung öffnet weit über die Entdeckung von Geschwisterbeziehungen hinaus. Wir verstehen plötzlich klinisch, warum sich jemand auch im Alter noch zu ändern vermag.

Ein erstes Kapitel bringt die „feindlichen Schwestern“ Psychoanalyse und Entwicklungspsychologie einander näher, indem Freuds Beiträge referiert und zum Ausgangspunkt der Darstellung über Mahler hinaus bis zum „kompetenten Säugling“ (ein Ausdruck von Stone, Smith und Murphy schon 1973) werden. Was sich da entwickelt, ist nicht ein passiver Empfänger von Umwelteinflüssen, sondern ein aktives Subjekt, das seine Kontexte rezipiert und auf diese einwirkt und sie zu ändern versucht. Entwicklung kann dabei nicht nur als Progression verstanden werden, sondern als ein Vorwärts- und Rückwärtsgehen. Beschrieben werden die Untersuchungen von Piaget, von Charlotte Bühler und von Schenk-Danzinger, so dass man eine Ahnung über die Geschichte dieses Gebietes bekommt. Das führt dann in einem ersten Überblick zur Bindungstheorie und immer wieder zu Winnicott. Für diese Gesprächseröffnung zwischen den beiden feindlichen Schwestern stellt die Autorin fest: „Die Anleihen der Entwicklungspsychologie bei genuin psychoanalytischen Methoden sind jedenfalls unverkennbar“ (S. 25), und man hat sich aufeinander zu bewegt – mit Gewinn für die klinische Praxis.

Am Beispiel von historischen Figuren wie Kaspar Hauser, Victor von Aveyron und anderen traurig-dramatischen Fällen wird auf spannende Weise gezeigt, wie nachhaltig sich schon frühere Jahrhunderte für die Fragen der Entwicklung interessierten. Die ersten sog. Wolfskinder sind schon 1344 beschrieben worden. Erziehungsversuche an ihnen scheiterten, eine Sprache haben solche, von Tieren aufgezogenen Kinder nie mehr richtig erlernt. Folgerichtig schließt die Darstellung der Forschungen von René Spitz über frühe Trennungen an. Kinder, die ihre Mutter länger als 3–5 Monate entbehren mussten, entwickeln wie bekannt Symptome einer anaklitischen Depression; sie wenden sich von Besuchern ab, sie zeigen die typisch gefrorene Starre des Gesichtsausdrucks, ihr Entwicklungsquotient fällt ab. Das betrifft Kinder, deren Mütter verstorben sind

oder die erkrankten und in Hospitälern getrennt von ihren Kindern leben mussten – aber Kinder, die ungetrennt von ihren inhaftierten Müttern in Gefängnissen leben konnten, zeigen diese fatalen Entwicklungen nicht. Die lange und frühe Trennung von der Mutter hat in der Tat eine kausale Wirkung: Solche Kinder können ihre Defizite im kognitiven und sprachlich-motorischen Bereich aufholen; sozial und emotional bleiben sie mit einem ständigen Streben nach Beachtung, empfindlicher Kränkbarkeit, Trotz und grundloser Aggressivität gegenüber anderen bei gleichzeitiger Infantilität von der frühen Entbehrung gezeichnet und riskieren eine dissoziale Entwicklung. Was psychoanalytische Vermutung war, insbesondere von Winnicott, ist von der Entwicklungspsychologie recht gut und in Details bestätigt.

Wie wesentlich die Fürsorge der Umwelt für die Mutter selbst ist, zeigen kulturvergleichende Untersuchungen. Danach weiß man in anderen Kulturen besser über die orale Bedürftigkeit – der Mütter Bescheid! Und sorgt für deren wochenlange Rundumversorgung und Pflege. „Die Wöchnerin, die sich in einem separaten Haus, abgetrennt von allen Verpflichtungen ausschließlich ihrem Baby widmet, wird zugleich von den älteren Frauen und Müttern wie ein Baby versorgt und betreut“ (S. 43). Solche Mütter scheinen ihrerseits weniger Depressionen auszubilden. Die Befunde zu den Auswirkungen mütterlicher Depression schließen sich hier nun an: Bei solchen Kindern gibt es eine erhöhte Rate an depressiven Störungen selbst wiederum, dreimal so viele Phobien und eine fünffach erhöhte Rate des Alkoholmissbrauchs. Die still-face-Experimente, wobei man Säuglinge für kurze Zeit mit einem bewegungslosen mütterlichen Gesicht konfrontiert und die kindlichen Reaktionen untersucht, ergänzen hier. Sie beschreiben die Mikrostruktur, die statistischen Befunde die Makrostruktur der Mutter „als Schicksal“. Dass John Bowlby zu seinen bahnbrechenden Befunden über die Bedeutung der Bindung durch die massenhaften Trennungen infolge des Krieges kam, ist wohlbekannt – unbegreiflich von heute aus, dass das als nicht-psychoanalytisch abgetan werden konnte!

Über diese alten Differenzen schütteln auch andere die Köpfe. Peter Fonagy etwa meint in seinem Buch über „Psychoanalyse und Bindungstheorie“, dass selbst die damalige Bowlby-Gegnerin Anna Freud unverkennbar Bindungsverhaltensweisen beschrieben habe und auch Joseph Sandler, wenn er von einem angeborenen Wunsch nach Sicherheit spreche, etwas beschreibe, „was Bowlbys Betonung einer angeborenen Bindungsneigung entspricht“. Nun, solche Übereinstimmungen sind von heute aus deutlich zu sehen und sie ergeben sich auch in anderer Hinsicht. Denken wir an die Schwächen der klassifikatorischen Diagnostik. Bei Seiffge-Krenke nun lesen wir dem Sinne nach gleichlautend: „Die auffälligen Symptome und Entwicklungsbeeinträchtigungen, die durch eine unzureichende körperliche und emotionale Versorgung bei sehr kleinen Kindern entstehen, sind in den gegenwärtig existierenden diagnostischen Inventaren nicht angemessen einzuordnen“ (S. 49).

Seiffge-Krenke hat hier nicht so große Berührungsschwierigkeiten, die doch eher durch Loyalitäten geschaffen als sachlich begründet waren. Für sie ist Winnicotts Theorie „sehr gut mit der Bindungstheorie vereinbar“ (S. 59), da spürt man den gleichen Geist. Und auch Eriksons „Urvertrauen“ kann sich hier leicht dazu gruppieren lassen: Ohne sicheren Rahmen, den die Bindungstheorie präzise beschreibt, kann es auch in der Psychotherapie nicht gewagt werden, einen Patienten den notwendigen Destabilisierungen auszusetzen, die aber für eine Neuorganisation seines Erlebens unverzichtbar sind. Das gilt klinisch wie entwicklungspsychologisch, hier öffnen sich also frappierende Gemeinsamkeiten. Ausführlich werden wir also im dritten Kapitel über Bindungstheorie in Verbindung mit benachbarten Konzepten informiert. Immer wieder werden, was für ein Buch über Entwicklungspsychologie eher selten ist, klinische Fallbeispiele zur Illustration eingefügt. Jedoch kommt die Autorin nach Darstellung der empirischen Zusammenhänge zu dem Schluss, dass es keine spezifische Zuordnung von Bindungspathologie zu Krankheitsbildern gibt: „Unsichere Bindung kann einen Risikofaktor für eine Vielzahl von Störungen darstellen; der Effekt ist jedoch eher unspezifisch“ (S. 90).

Ein viertes Kapitel widmet sich den Phantasien und Symbolbildung und anderen kreativen Ressourcen und kann überraschende Befunde mitteilen, wie z. B. dass männliche Kinder in vielerlei Kreativitätstests kreativer waren als weibliche Kinder (S. 100), was einem eingespielten Common Sense nachhaltig widerspricht. Schriftsteller wie E. A. Poe hatten eine Phantasie der Selbsterschaffung, andere wie Hans Christian Andersen bilden, trotz schwierigster Lebensumstände, Kreativitätspotentiale als Überlebensnotwendigkeit aus. Der Normalfall einer solchen selbstgeschaffenen Überlebenshilfe dürfte die Phantasie vom imaginären Gefährten sein, wovon wir, auch am Beispiel der Anne Frank, Interessantes mitgeteilt bekommen. Die Studien an Tagebüchern von späteren Analytikerinnen wie Karen Horney, aber auch von anderen zeigen das in Prägnanz. Märchen helfen, „das Chaos zu ordnen“ und sind zugleich meist in eine emotional hochbedeutsame Szene des Vorlesens eingebettet.

Entwicklung spielt sich also mit „Material“, mit den Angeboten einer Kultur ab und sie wird realisiert mit Freunden, wovon das fünfte Kapitel handelt. Schon bei den Kleinsten kann man das sehen. Eine interessante Schlussfolgerung lautet: „Das Wissen um die eigene Person wird zunehmend relational, entsteht also mehr und mehr aus der Verarbeitung von Interaktionserfahrungen“ (S. 127). Ein nicht-relationales Selbst kann es im Grunde also nicht geben, das Selbst-in-Verbundenheit muss der Grundton von Entwicklungspsychologie und Psychotherapie sein. Diese Verbundenheit differenziert sich in reiferem Alter zu Graden von Intimität und Vertrautheit mit außerfamiliären Personen, von denen auch manche Abwehrstrategien gelernt werden, etwa die Technik des „keeping busy“ oder „avoiding thoughts“, was den Beteiligten hilft, über traurige Erlebnisse hinweg zu kommen und die Kohärenz der Freundschaftsgruppe dennoch aufrechtzuerhalten – klinisch relevante Mitteilungen zur Abwehrlehre aus der Entwicklungspsychologie. Weibliche Jugendliche scheinen nach den eigenen Forschungen der Autorin ihre Einbindung in soziale Netzwerke viel stärker zu akzentuieren als männliche Jugendliche; erstere erleben „Stress“ in Beziehungen und zugleich Abhängigkeit davon und bewältigen diesen, indem sie die Bindung an das Netzwerk intensivieren, während männliche Jugendliche eher ihre Unabhängigkeit zu dokumentieren bestrebt sind.

Ein weiteres Kapitel über die Wandlungen der Familie schließt sich an. Zu heiraten wird immer weniger attraktiv, die Zahl der Geburten geht zurück, Scheidungsquoten nehmen zu und kinderreiche Familien werden mehr und mehr ökonomisch benachteiligt. Das Konzept des Lebenszyklus wird dargestellt; logischerweise macht es einen erheblichen Unterschied, ob jemand depressiv erkrankt im Alter, in der Phase des „empty nest“ oder weil die Kinder das Haus verlassen, um morgens zur Schule zu gehen. Sympathisch, dass die Autorin eigene Familienphotos einblendet, was man nur entdeckt, wenn man genau hinschaut. Und daran wird schon auf den Photos erkennbar, dass es einen Unterschied macht, ob ein Paar ein erstes oder ein zweites Kind bekommt; die Stellung in der Geschwisterreihe hat – mit ganz wenigen Ausnahmen – kaum theoretische Aufmerksamkeit in der klinischen Theorie bekommen. Zum Scheidungsthema steuert die Autorin einen sehr wichtigen Gedanken bei: dass manche Eltern sich zu früh scheiden lassen, zu früh nämlich bezogen auf die Zeit, die es braucht, um ein neues Familienmitglied integrieren zu können. Die unvollständige Integration könnte dann für die Scheidungsfolgen mit verantwortlich gemacht, die Eltern ihrerseits durch Aufklärung auf den Stress der kinderbedingten Familienvergrößerung besser vorbereitet werden. Ein Bild der Freud-Familie zeigt deren enorme Größe – und lässt einen phantasieren, wie viel oder wie wenig Stress es dort intern wohl gegeben haben mag. Die Romanautorin Alison Lurie hatte in ihrem Roman „Ein ganz privater kleiner Krieg“ schon vermutet, dass manche Väter ihre Familien nicht wegen ihrer Frauen, sondern wegen des Stress insbesondere mit unerträglich hochmütigen Jugendlichen verlassen.

Wichtig auch das siebte Kapitel über die Väter. Alles, was man derzeit über Väter – den Bezug des kindlichen Körpers zum Vater, Vätertypen, die Rollendifferenzierung zur Mutter und über die Bedeutung von Vätern in psychotherapeutischen Behandlungen – wissen möchte, kann man

hier auf empirischer Grundlage in wechselseitiger Inspiration mit klinisch-therapeutischer Erfahrung nachlesen.

Das Buch ist informativ und integrativ in jeder Hinsicht und könnte für Ausbildungen in mehrfacher Hinsicht genutzt werden. Nicht nur für Kurse über Entwicklungspsychologie, sondern auch für die Integration von empirischer Forschung und klinischer Theorie. Auch wenn das professionelle Können der therapeutischen Praxis aus meiner Sicht etwas anderes ist als das Wissen über bestimmte Gebiete, wird einem hier doch auf angenehmste Weise vorgeführt, wie nah beieinander empirische Forschung und klinisches Wissen tatsächlich sind. Das kann im Grund auch nicht viel anders sein, wenn sich die Vertreter der verschiedenen Richtungen nur offen halten für das Begreifen der eigenen Erfahrungen und redlich bleiben in dem Sinne, dass sie nicht Loyalitäten verteidigen, sondern ihre Neugier auf den Austausch und auf das Wissen-Wollen.

Michael B. Buchholz, Göttingen

Emerson, E.; Hatton, C.; Thompson, T.; Parmenter, T. (Hg.) (2004): **The International Handbook of Applied Research in Intellectual Disabilities**. Chichester: John Wiley; 639 Seiten, £ 95,-.

Es mag überraschen, an dieser Stelle ein englischsprachiges Buch angezeigt zu finden. Diejenigen, die mit dem Feld der Forschung der Sonderpädagogischen Psychologie und Behindertenhilfe ein wenig vertraut sind, werden jedoch zustimmen, dass dieses Handbuch ein außerordentlich wertvoller Beitrag ist zur angewandten, praxisrelevanten Forschung für Kinder, Jugendliche und Erwachsene mit geistiger Behinderung.

Erinnert sei an dieser Stelle an die Mahnung, mit der K.-J. Klauer das deutschsprachige „Handbuch der Sonderpädagogischen Psychologie“ abschloss, das im Jahre 2000 im Hogrefe-Verlag erschien. Zu seinen Thesen zur Neuorientierung der Forschung in diesem Bereich gehörte die Forderung, die sonderpädagogisch-psychologische Forschung müsse internationaler werden, theorieorientierter und methodisch anspruchsvoller. Der Verwirklichung eben dieser Forderungen wird mit dem internationalen Handbuch nun der Weg geebnet.

Die Herausgeber sind führende Fachvertreter der internationalen Forschungsszene, die sich in der „International Association for the Scientific Study of Intellectual Disabilities“ (IASSID) weltweit organisiert hat. Sie haben 30 Beiträge versammelt, die nahezu ausnahmslos höchsten Ansprüchen an methodische Sorgfalt, fachlicher Qualität und Aktualität entsprechen. Sie sind in vier Themenbereiche gegliedert: (1) Historische und soziale Aspekte der Forschung (u. a. kulturspezifische Forschungsmethoden, ethische Aspekte der Nutzerorientierung und Beteiligung an Forschungsvorhaben); (2) methodische Zugangsweisen (u. a. Probleme der Befragung von Menschen mit geistiger Behinderung, Erhebung von Familienbelastung und -bewältigungsstrategien, teilnehmende Beobachtungsverfahren, Auswertung detaillierter Beobachtungen per Sequenzanalyse); (3) spezifische Themenbereiche im sozialen Kontext geistiger Behinderung (u. a. Verhaltensphänotypen bei genetischen Syndromen, Probleme des Alterns von Menschen mit geistiger Behinderung, Lebensqualität, soziale Beziehungen und Inklusion, Selbstbestimmung, Kommunikation, seelische Gesundheit und herausforderndes Verhalten); (4) Hilfesysteme in den Bereichen Ausbildung, Schule, Wohnen (mit der Behandlung von Spezialfragen wie Delinquenz, Psychotherapieforschung, Pharmakotherapie, Analyse von Bedingungen der Mitarbeiterzufriedenheit und -fortbildung).

Alle Autoren sind den Standards empirischer Forschung verpflichtet, wobei neben quantifizierenden Verfahren auch qualitative Methoden ihren angemessenen Stellenwert bekommen, und